



DANIELA KAPPEL

**PERFECT
OPPOSITES**

From Enemies to Lovers

Über dieses E-Book

Die nerdige Informatikstudentin Lynne hat gerade ihren Abschluss in der Tasche und weiß genau, wie ihre Zukunft aussehen soll. Doch als die überzeugte Einzelgängerin nach dem plötzlichen Tod ihrer Mutter deren Bar erbt, fällt sie aus allen Wolken. Plötzlich wird sie nicht nur mit unliebsamen Kindheitserinnerungen konfrontiert, sondern muss sich auch noch mit dem ebenso arroganten wie verbotenen heißen Barkeeper Lex befassen, der Lynne regelmäßig zur Weißglut bringt.

Draufgänger Lex hat der Tod seiner Chefin schwer getroffen. Er verdankt ihr einiges und es gefällt ihm gar nicht, dass er sich nun mit ihrer eigenartigen Tochter herumschlagen muss. Obwohl beide beschließen sich nicht zu mögen, müssen sie sich zusammenraufen, um die Bar am Laufen zu halten. Dass Lynne ungewohnte Gefühle in ihm auslöst, macht die Angelegenheit nicht gerade einfacher. Trotz ihrer Gegensätze kommen sie sich näher als geplant, doch als herauskommt, dass Lynnes Mutter in illegale Machenschaften verstrickt war, wird es gefährlich ...

Dies ist eine überarbeitete Neuauflage des bereits erschienenen Titels Perfect Opposites.

Impressum



Überarbeitete Neuauflage Mai 2022

Copyright © 2022 dp Verlag, ein Imprint der dp DIGITAL PUBLISHERS GmbH
Made in Stuttgart with ♥
Alle Rechte vorbehalten

E-Book-ISBN: 978-3-98637-704-5
Taschenbuch-ISBN: 978-3-98637-904-9

Copyright © 2019, dp Verlag, ein Imprint der dp DIGITAL PUBLISHERS GmbH
Dies ist eine überarbeitete Neuauflage des bereits 2019 bei dp Verlag, ein Imprint der dp DIGITAL PUBLISHERS GmbH erschienenen Titels Perfect Opposites - Lynne & Lex (ISBN: 978-3-96087-849-0).

Covergestaltung: Herzkontur - Buchcover & Mediendesign
unter Verwendung von Motiven von
shutterstock.com: © maxim ibragimov, © Emerald Raindrops, © OlegRi
Lektorat: Nadine Buranaseda, typo18, Bornheim

E-Book-Version 18.07.2022, 15:01:01.

Das Werk darf - auch teilweise - nur mit Genehmigung des Verlages
wiedergegeben werden.

Sämtliche Personen und Ereignisse dieses Werks sind frei erfunden. Etwaige
Ähnlichkeiten mit real existierenden Personen, ob lebend oder tot, wären rein
zufällig.

Abhängig vom verwendeten Lesegerät kann es zu unterschiedlichen
Darstellungen des vom Verlag freigegebenen Textes kommen.

Unser gesamtes Verlagsprogramm findest du hier

[Website](#)

Folge uns, um immer als Erste:r informiert zu sein

[Newsletter](#)

[Facebook](#)

[Instagram](#)

[Twitter](#)

[YouTube](#)

DANIELA KAPPEL

**PERFECT
OPPOSITES**

From Enemies to Lovers

Sargnagel

lex

Gedankenverloren wischte ich über die schwarz lackierte Holztheke. Mein Blick ging ins Leere, und meine Lippen formten lautlos den Text des Songs, der aus der Jukebox dröhnte. Schon lange nicht mehr war ich so spät – oder sollte ich besser sagen früh? – in der Bar gestanden. Es war bereits Viertel nach sieben an einem Montagmorgen, und es kam äußerst selten vor, dass ich den Laden gerade sonntagnachts bis in den Morgen hinein geöffnet ließ. Allerdings gab es auch wenig Gelegenheiten dazu, wie in diesem Fall ein Junggesellenabschied, dessen betrunkene Schar nicht hatte abziehen wollen. Was dieser Umstand für die bevorstehende Hochzeit bedeuten würde, konnte ich nur erahnen.

Das Quietschen der Eingangstür riss mich aus meiner Trance.

Wir hatten seit zwei Stunden geschlossen, verdammt, und ich hatte keine Lust auf irgendeinen besoffenen Vollidioten,

der noch immer um die Häuser zog und hoffte, bei mir einen Absacker abstauben zu können.

Warum hatte ich nicht abgeschlossen? Selbst schuld, Lex!

Seufzend pfefferte ich den Putzlappen ins Spülbecken und drehte mich Richtung Tür.

Beim Anblick des ernst dreinschauenden Schlipsträgers, der mit großen Schritten auf mich zukam, blieb mir die unfreundliche Begrüßung im Hals stecken.

Dieser Kerl war nicht betrunken, und ich war mir fast sicher, dass er nicht wegen eines Drinks hergekommen war.

Er wedelte die Rauchschwaden beiseite, die von meiner Zigarette im Aschenbecher aufstiegen, und hievte seinen Aktenkoffer auf die Theke.

„Mein Name ist Eliot Jenkins. Ich bin Notar und mit der Erbschaftssache von Marian Stuart betraut“, teilte er mir mit professioneller Gleichgültigkeit mit und streckte mir die Hand entgegen.

Meine wischte ich schnell, und wie ich hoffte, unauffällig an meiner Jeans ab, bevor ich Jenkins' schüttelte. Dabei versuchte ich mir einzureden, dass die Feuchtigkeit vom Lappen rührte und nicht meiner steigenden Nervosität zuzuschreiben war. Doch wem wollte ich eigentlich etwas vormachen? Dieser Typ war wegen Marians Vermächtnis hier. Meine Zukunft stand auf dem Spiel.

Nachdem ich seinen laschen Händedruck erwidert hatte, räusperte sich Jenkins gekünstelt und löste die Verschlüsse seines Aktenkoffers. Der Deckel klappte gespenstisch geräuschlos auf und verdeckte sein Gesicht. Mein Herz

schlug mir bis zum Hals, und jetzt war ich mir hundertprozentig sicher, dass ich die feuchten Hände meiner Aufregung zu verdanken hatte. Ich ermahnte mich, cool zu bleiben, griff aber gleichzeitig nach meiner halb abgebrannten Zigarette und nahm einen tiefen Zug. Ich zitterte leicht, was die Asche an der Spitze hinabregnen ließ. So viel also zum Thema Coolness.

„Den bei mir hinterlegten Papieren zufolge war Marian Stuarts einziger Besitz dieses Haus, was die Bar und die beiden Wohnungen im Obergeschoss einschließt“, begann er.

Verkrampft hielt ich mich an der Thekenkante fest. Die Bar war Marians Leben gewesen und meines, zumindest seit sie mich vor knapp fünf Jahren als Barkeeper eingestellt und mir das freie Apartment neben ihrem überlassen hatte.

Ihr Tod hatte nicht nur sie aus dem Leben gerissen. In dem Moment, als ich sie reglos in ihrem Bett gefunden hatte, war meine Welt aus den Fugen geraten. Ich hatte ihren kalten Körper aus den Laken gezerrt, den Notruf gewählt und sie so lange vergeblich wiederzubeleben versucht, bis die Rettungskräfte eingetroffen waren. Einer der Sanitäter hatte auf mich eingeredet und mich irgendwann, weil ich nicht reagierte, gepackt und von Marian weggezogen. Einen Tag später hatte ich mich beim Bestatter wiedergefunden und ihr Begräbnis organisiert, bei dem gerade mal zwei weitere Personen anwesend gewesen waren, eine davon der Pfarrer, die andere ein Stammgast aus der Bar.

Und seitdem bangte ich jeden verdammten Tag darum, wie es mit mir weitergehen würde.

„Sie sind doch Alexander Richardson, oder?“

Jenkins' Frage riss mich aus den Gedanken. „Äh ... ja ..., der bin ich“, antwortete ich schnell.

„Könnten Sie sich bitte identifizieren?“

„Ja, natürlich“, murmelte ich und griff mir in die hintere Hosentasche, um mein Portemonnaie hervorzuholen. „Hier.“ Ich legte meinen Führerschein neben Jenkins' Aktenkoffer.

Nickend griff er danach und notierte sich die Nummer, bevor er ihn mir wieder aushändigte. „Miss Stuart hat Ihnen ein unbegrenztes Bleiberecht für das eine der beiden Apartments in diesem Haus eingeräumt. Das ist die Beglaubigungsurkunde.“

Jenkins streckte mir ein Blatt entgegen, das ich, ohne auch nur ein Wort davon zu lesen, zweimal faltete und hinter meine Geldbörse in die Hosentasche schob.

Missbilligend sah mich Jenkins an. „Da wäre noch etwas.“ Ich hielt die Luft an.

„Die Bar ...“, begann er.

Ja, die Bar! Was, zur Hölle, passierte mit der Bar? Hatte Marian sie mir etwa ebenfalls vererbt? Mir wurde heiß und kalt gleichzeitig.

„Miss Stuart hat sie ihrer Tochter vererbt.“

Ihrer Tochter? Nein, das konnte nicht sein. Marian hatte keine Tochter!

„Da muss ein Fehler vorliegen“, hörte ich mich mit rauer Stimme sagen.

„Kein Fehler. Nur ein Problem“, räumte er meinen Einwand ungerührt aus.

Eine Tochter? Meine Augenbrauen wanderten nach oben.

„Was für ein Problem?“, presste ich zwischen zusammengebissenen Zähnen hervor, kurz davor, die Geduld mit diesem stoischen Mistkerl zu verlieren.

„Wir können sie nicht erreichen. Der hinterlegte Kontakt stimmt offenbar nicht.“

Mein Hirn war wie leer gefegt. Ich konnte einfach nicht fassen, dass Marian eine Tochter gehabt und sie all die Jahre über mit keinem einzigen gottverdammten Wort erwähnt hatte. Diesem Mädchen, wer auch immer es war, gehörte nun die Bar. Marians Bar. Meine Bar. Scheiße!

Automatisch griff ich nach einer neuen Zigarette und steckte sie mir an.

Wieder wedelte Jenkins gegen den aufsteigenden Qualm an. Missmutig schloss er seinen Aktenkoffer und schob ein Blatt Papier über den Tresen zu mir. Ich schielte darauf und erkannte die Kopie eines Reisepasses. Daneben stand in Marians Handschrift eine Telefonnummer.

„Wenn Sie Miss Stuart nicht innerhalb von zehn Tagen erreichen, geht das Haus in den Besitz der Bank über, und Ihr Bleiberecht für die Wohnung erlischt leider“, erklärte Jenkins in nüchternem, geschäftsmäßigem Tonfall. Ich legte die Stirn in Falten. Was faselte er da eigentlich? Marian war doch tot und ... Da verstand ich erst, was oder vielmehr wen Jenkins meinte. Er sprach gar nicht von Marian, sondern von ihrer Tochter. Diese Miss Stuart musste ich finden, wenn ich

nicht in zehn Tagen alles verlieren wollte, was ich mir in den letzten fünf Jahre aufgebaut hatte.

Ich nickte steif. Zu meiner Erleichterung verschwand Jenkins und ließ nur seine Visitenkarte auf der Theke zurück.

Zischend stieß ich Luft aus, trat gegen den Sodacontainer und wandte mich zu den Spirituosen um.

Jenkins' Karte und die Ausweiskopie von Marians Tochter ignorierte ich erfolgreich, griff mir die nächstbeste Flasche, umrundete die Theke und schloss die Tür ab.

Bevor ich die Treppe erreicht hatte, schraubte ich den Deckel ab und genehmigte mir einen großen Schluck.

Der Scotch brannte angenehm in meiner Kehle, während ich die Stufen hinaufstapfte.

Als mein Blick auf Marians geschlossene Wohnungstür fiel, setzte ich die Flasche gleich noch einmal an. Ich bog nach rechts ab und knallte die Tür meines Apartments hinter mir zu, ließ mich daran nach unten sinken und trank einen weiteren Schluck.

Ich hatte ein pelziges Gefühl auf der Zunge, und das Licht der untergehenden Sonne war schmerzhaft hell in meinen Augen.

Stöhnend fuhr ich mir durchs Haar, rappelte mich auf und wäre beinah gegen den Beistelltisch neben der Wohnungstür gekracht.

Ich gab einen Fluch nach dem anderen von mir, setzte die Scotchflasche etwas zu fest auf dem Couchtisch ab und schleppte mich ins Bad.

Als Erstes stellte ich das Wasser in der Dusche an, weil es immer Ewigkeiten brauchte, um warm zu werden. Dann zog ich mir das T-Shirt über den Kopf und stieg aus meiner Jeans, den Socken und Boxershorts.

Mein grimmiges Gesicht blickte mir aus dem Spiegel entgegen, und ich war drauf und dran, mit der Faust hineinzuschlagen.

Stattdessen begnügte ich mich mit einem tiefen Seufzen und stellte mich unter die laufende Brause.

Nachdem ich fertig geduscht und abgetrocknet war und mich glücklicherweise wieder einigermaßen lebensfähig fühlte, griff ich nach meinen muffigen Klamotten auf dem Fliesenboden. Als ich sie anhob und gerade in den Wäschekorb stopfen wollte, fiel mein Portemonnaie aus der Tasche, gefolgt von einem gefalteten Blatt Papier.

Die Erinnerungen holten mich ein, ließen mein Herz einen Schlag aussetzen.

Heilige Scheiße, die Tochter. Marians Tochter. Ich musste sie finden, sonst würde ich in weniger als zehn Tagen auf der Straße stehen.

Leise grummelnd schnappte ich mir Geldbörse und Beglaubigung, ging ins Schlafzimmer und zog mir frische Sachen an.

Bereits auf dem Weg die Treppe nach unten begrüßte mich der altbekannte Geruch der Bar. Eine undefinierbare Mischung aus Alkohol, Schweiß und kaltem Rauch.

Auf dem Tresen, genau dort, wo ich sie am Morgen zurückgelassen hatte, lagen immer noch Jenkins'

Visitenkarte und die Passkopie.

Ich zündete mir eine Zigarette an und holte eine Coke aus der Kühllade. Nach einigen großen Schlucken konnte ich das Unvermeidliche nicht länger vor mir herschieben. Also griff ich nach dem Blatt und betrachtete es eingehend.

Die Kopie hatte keine sonderlich gute Qualität, aber ich konnte alles lesen und das Foto einigermaßen erkennen.

Amy Lynne Stuart. Das war also der Name von Marians Tochter. Die Adresse konnte unmöglich stimmen, denn ich wüsste es, wenn sie hier wohnen würde.

Als Nächstes stach mir das Geburtsdatum ins Auge. Sie war fünfundzwanzig. Gerade mal zwei Jahre jünger als ich. Kein Mädchen also, sondern eine Frau.

Dem Foto nach zu urteilen, war sie aber bei der Aufnahme um einiges jünger gewesen. Ihre grünen Augen wirkten etwas zu groß in dem herzförmigen Gesicht, das von weichen braunen Locken umspielt wurde. Unverkennbar Marians Tochter.

Ich riss mich von dem Foto los und sah mir die Telefonnummer genauer an.

Konnte es vielleicht sein? Marian hatte gern unbeabsichtigt die letzten beiden Ziffern vertauscht. Diese kleine Marotte hatte mich bei der Kontrolle der Lagerstandslisten regelmäßig zur Verzweiflung gebracht. Was, wenn sie auch hier einen Zahlendreher eingebaut hatte, ohne es zu bemerken? Zögernd griff ich nach meinem Smartphone und tippte die Nummer ein.

Lynne

Fertig! Ich schob alle Prüfungsbögen fein säuberlich zusammen und heftete sie wieder mit der Büroklammer aneinander. Meinen Rucksack über eine Schulter gehängt, stieg ich die Stufen des Hörsaals hinunter zum Lehrerpult und musste mich zusammenreißen, damit ich nicht bei jedem Schritt hopste, wie es die glücklichen Idioten in Filmen immer taten.

Das breite Grinsen konnte ich mir aber keinesfalls verkneifen, selbst wenn ich es gewollt hätte.

Ich war frei! Das war meine letzte Prüfung gewesen, und ich war mir hundertprozentig sicher, dass ich gut abgeschnitten hatte.

Professor Stevens schenkte mir das für sie typische steife Lächeln, als sie meine Prüfungsunterlagen entgegennahm.

Ein paar meiner Kommilitonen sahen zu mir auf und verfluchten mich sicherlich, doch das war mir so was von egal.

Während die meisten die Collegezeit mit wilden Partys und Bettgeschichten verbracht hatten, war ich über meinen Büchern gesessen. Hatte gearbeitet und gelernt. Gelernt und gearbeitet. Weiter nichts. Die Belohnung dafür war, mit Bestnoten und im Eiltempo mein Informatikstudium abgeschlossen zu haben.

Immer noch von dieser glückseligen Erleichterung getragen, ging ich ins Wohnheim.

Weil ich nie am letzten Tag vor einer Prüfung lernte, sondern den Stoff schon Tage vorher intus hatte, war mir gestern ausreichend Zeit geblieben, um die ersten Sachen zu packen. Den Rest würde ich jetzt verstauen, und dann nichts wie weg. Die Feierlichkeiten mit der Diplomübergabe waren kein Pflichtprogramm, daher würde ich nicht daran teilnehmen, mir meine Zeugnisse stattdessen abholen oder zuschicken lassen.

Ich betrat das halb abgedunkelte Wohnheimzimmer, das ich mir seit diesem Semester mit Emily teilte. Sie lag in ihrem Bett und stöhnte gequält, als ich die Verdunklungsvorhänge meines Fensters beiseitezog.

Schlaftrunken murmelte sie etwas in ihr Kissen, das nach „*Du Monster*“ klang. Ich sparte mir eine Erwiderung und zog unbeirrt mein Bettzeug ab.

Emily und ich hatten das letzte halbe Jahr in stiller Koexistenz verbracht. Na ja, ich war still gewesen. Sie war eher der laute Typ, vor allem, wenn sie jemanden, und damit meine ich Männer, mit aufs Zimmer nahm. Das waren die einzigen Momente gewesen, in denen wir miteinander gesprochen hatten, wenn wir uns stritten.

Emily hielt nicht sonderlich viel von mir, was definitiv auf Gegenseitigkeit beruhte. Wenn ich ehrlich war, konnte ich niemanden hier besonders leiden. Oder Menschen im Allgemeinen. Ich mochte Zahlen und Technik. Vor allem Computer.

Dieses College war vielleicht nicht das Beste, die Studiengebühren dafür halbwegs erschwinglich, und ich

hatte meinen Abschluss, ohne Schulden gemacht zu haben, in der Tasche, weil ich nebenbei Websites und kleinere Apps programmiert hatte.

So stellte ich mir auch meine Zukunft vor. Programmieren und meine Ruhe haben. Mehr wollte ich nicht vom Leben.

Da gab es aber leider ein kleines Problem. Ich hatte keinen Job in Aussicht. Die meisten Stellen, die es für Computerfachleute und Programmierer ohne Berufserfahrung gab, hatten etwas mit Projektentwicklung oder Großraumbüros zu tun. Was hieß, viele Kollegen zu haben und mit diesen zwangsläufig zusammenarbeiten zu müssen. Das kam für mich definitiv nicht infrage. Ich träumte davon, allein zu arbeiten. Nur ich und mein Computer, ohne andere Leute, die mich nerven konnten.

Vielleicht war ich eigenartig. Ein Nerd. Eine Einzelgängerin. Aber so war ich eben, und ich wollte es nicht anders. Nicht ums Verrecken.

Beziehungen zu anderen Menschen machten einem bloß Probleme.

Der Haken an der Sache war allerdings: Ohne Job und ein festes Einkommen hatte ich nicht genügend Geld für eine eigene Wohnung. Die Immobilienpreise außerhalb des Campus waren nicht ansatzweise mit den Gebühren für mein Wohnheimzimmer vergleichbar. Nicht einmal in Addition mit den Studiengebühren.

Also würde ich die erste Zeit in meinem Wagen schlafen müssen. Das war zwar eine äußerst unangenehme Aussicht, aber allemal besser, als in eine WG zu ziehen.

Ich legte mein perfekt gefaltetes Bettzeug in den Karton oben auf meine Bücher und wollte gerade ins Bad, um meine Toilettensachen zu holen, da erklang eine Durchsage im Zimmer.

Die hohe Stimme von Mrs. Phelbs, der Wohnheimaufsicht, schallte aus den Lautsprechern. *„Ein Telefonat für Miss Stuart. Bitte kommen Sie in mein Büro.“*

Hatte sie das gerade tatsächlich gesagt? Ein Telefonat für mich? Wer rief mich denn an?

„Wer ruft dich denn an?“, kam es von Emily, die sich gleich darauf demonstrativ das Kopfkissen über die Ohren zog.

Eine bitterböse Vorahnung keimte in mir auf.

Es gab nämlich nur einen einzigen Menschen, der diese Telefonnummer kannte. Meine Mutter. Und die hatte mich in all den Jahren nie, kein einziges verdammtes Mal angerufen. Wofür ich ihr dankbar war. Auch wenn es ganz sicher das Einzige war, wofür ich ihr dankbar sein konnte.

Als ich mich mit sechzehn für volljährig hatte erklären lassen und von zu Hause ausgezogen war, hatten wir eine Übereinkunft getroffen. Sie ließ mich in Ruhe. Im Gegenzug sorgte ich dafür, dass sie immer eine Nummer hatte, unter der sie mich im allerschlimmsten Notfall erreichen konnte.

Was zum Glück bisher nie der Fall gewesen war. Also was, zum Teufel, musste vorgefallen sein, dass sie es jetzt tat?

Zaghafte klopfte ich an Mrs. Phelbs' verglaste Bürotür. Scheiße, war ich aufgeregt.

„Herein.“

Scheiße. War. Ich. Aufgeregt.

Normalerweise brachte mich nichts so schnell aus der Ruhe. Ich war ein ausgeglichener Mensch, solange mir niemand auf die Nerven ging. Aber schon beim bloßen Gedanken an meine Mutter brach mir der kalte Schweiß aus.

Ich drückte die Klinke hinunter, trat ins Zimmer und schloss gleich darauf die Tür hinter mir.

Mrs. Phelbs hielt mir den Hörer ihres Festnetztelefons entgegen.

Ich musste mich regelrecht dazu zwingen, zum Schreibtisch zu gehen und ihn entgegenzunehmen, machte dann jedoch keine Anstalten, ihn mir ans Ohr zu halten. Stattdessen legte ich eine Hand übers Mikrofon und sah Mrs. Phelbs demonstrativ an.

Was auch immer meine Mutter von mir wollte, ich würde dieses Gespräch sicher nicht im Beisein von Zeugen annehmen.

Mit pikiertem Blick erhob sie sich von ihrem Schreibtischsessel. „Ich hole mir mal einen Kaffee“, teilte sie mir mit.

Ich nickte stockend und wartete, bis sie das Büro verlassen hatte.

Tief durchatmen, Lynne! Egal was sie bewegt hat, dich anzurufen, du schaffst das.

Ich hatte es immer geschafft, obwohl ich jeden Augenblick meines alten Lebens gehasst hatte.

„Ja“, krächzte ich schließlich in den Hörer.

Es raschelte in der Leitung. „Spreche ich mit Amy Lynne Stuart?“ Das war nicht die Stimme meiner Mutter, es war ein Mann. Ein Arzt? War meiner Mutter etwas zugestoßen? Lag sie im Krankenhaus?

Eine erdrückende Leere breitete sich in meinem Brustkorb aus. Plötzlich fühlte ich mich so einsam, dass es mir die Kehle zuschnürte. Bis zu diesem Zeitpunkt hatte ich geglaubt zu wissen, wie sich Einsamkeit anfühlt. Meine Mutter war praktisch nie für mich da gewesen. Hatte sich nie wirklich um mich gekümmert. Ihr war immer nur die Bar wichtig gewesen. Und der Alkohol. Ich war diejenige gewesen, die sich um sie gekümmert hatte. Die einkaufen gegangen war, die Wohnung geputzt und die Wäsche gewaschen hatte. Ich hatte sie beinahe jeden Abend von der Bar die Stiegen ins Obergeschoss hochbugsiert und ihren besoffenen Hintern ins Bett verfrachtet.

Trotzdem überkam mich bei der Vorstellung, es könnte ihr etwas zugestoßen sein, ein eisiges Gefühl. Ich lebte mein Leben vielleicht ohne sie. Stand auf eigenen Beinen. War froh darüber. Aber trotzdem war es etwas anderes, die Gewissheit zu haben, tatsächlich ganz allein auf dieser Welt zu sein. Über meinen Erzeuger wusste ich rein gar nichts, hatte ihn kein einziges Mal zu Gesicht bekommen. Was mich anbelangte, existierte er nicht.

„Einfach Lynne“, murmelte ich ins Telefon.

Eine kurze Pause folgte. „Okay, Lynne. Ich bin Lex, ein Mitarbeiter deiner Mutter.“ Wieder eine Pause.

Jetzt spuck's schon aus, verdammt! Ich konnte diese Anspannung keinen Augenblick länger ertragen. „Was ist mit ihr? Ist sie ...?“, setzte ich an, unfähig, die Frage ganz auszusprechen.

Er fluchte leise und räusperte sich. „Marian hatte vorletzten Freitag einen Herzinfarkt. Lynne, deine Mutter ist gestorben.“

Ich hatte ein Rauschen im Ohr und fühlte, wie mir das Blut aus dem Gesicht wich.

Meine Mutter war gestorben. Sie war tot.

Ich meinte, nicht imstande zu sein, etwas darauf zu erwidern, doch ich hörte mich mit leiser kratziger Stimme sagen: „Okay.“ Okay? Was redete ich da? Nichts war okay! Nichts, verdammt! Meine Vergangenheit, meine ganze beschissene Kindheit holte mich in diesem Moment ein, und die saftige rote Kirsche auf dem Sahnehäubchen war der Tod meiner Mum. Warum tat das so weh? Warum war es mir nicht egal? Immerhin hatte ich ihr nie das geringste bisschen bedeutet, und trotzdem trauerte ich jetzt um diese Frau, die mich zwar auf die Welt gebracht hatte, aber niemals eine richtige Mutter gewesen war.

„Okay?“, wiederholte Lex ungläubig. Sein Ton holte mich zurück ins Hier und Jetzt. Klang er vorwurfsvoll, oder bildete ich mir das ein? Was wollte dieser Kerl eigentlich von mir?

„Okay“, sagte ich noch einmal, etwas zu laut und zu schroff, aber immerhin gewann ich dadurch wieder ein wenig von meiner Fassung zurück. Sollte er denken, was er wollte. Was interessierte es mich?

„Die Sache ist die, sie hat dir die Bar vererbt“, erklärte Lex mit eisiger Stimme.

Nein! Das hatte sie nicht getan! Sie war nicht gestorben und hatte mir diese gottverdammte Kneipe hinterlassen. Was sollte ich damit? Seit meinem sechzehnten Geburtstag hatte ich jede Bar gemieden. Mein Bedarf an Barbesuchen war lebenslang gedeckt.

„Und das Apartment“, setzte Lex nach.

Apartment. Das Apartment!

Konnte ich es ertragen, in die Bar, in dieses Haus zurückzukehren? Dann hätte ich wenigstens ein Dach über dem Kopf und müsste nicht im Auto schlafen. Ich müsste mir keinen schlecht bezahlten Job suchen, sondern konnte mich, wie ich es mir vorgestellt hatte, in meinen eigenen vier Wänden verkriechen und weiter vor mich hin programmieren. Das Geld, das ich damit verdienen würde, reichte allemal für meinen Lebensunterhalt, wenn ich keine horrende Miete davon bezahlen musste. Allerdings war es in meiner Vorstellung definitiv nicht *diese* Wohnung gewesen.

„Lynne?“ Er klang ungeduldig.

„Du arbeitest in der Bar?“, fragte ich. Wenn er sich um die Bar kümmerte, konnte ich mit den Einnahmen das Haus halten, und mein Plan könnte tatsächlich funktionieren.

„Ja“, antwortete er gedehnt. Ich hatte das Gefühl, dass er noch mehr hatte sagen wollen, doch er schwieg.

„Okay“, erwiderte ich schließlich.

„Okay was?“ Wieder diese Ungeduld.

„Ich komme“, sagte ich ins Telefon und legte ohne ein weiteres Wort auf.

Hätte ich es nicht getan, hätte ich vermutlich einen Rückzieher gemacht. So aber stand mein Entschluss fest. Ich würde nach Hause fahren.

Viereinhalb Stunden Fahrt später passierte ich das Ortsschild meiner Heimatstadt. *Home sweet home*. Würg.

Ich war nur aus einem einzigen Grund hergekommen. Ich würde es irgendwie hinkriegen, mein Leben so zu leben, wie ich es wollte. Und der erste Schritt war nun mal, hier neu anzufangen.

Meinen klapprigen Ford Taunus, der den weiten Weg überraschend gut gemeistert hatte, parkte ich neben dem Haus, stieg aus und atmete den altbekannten Geruch von sonnengewärmtem Backstein ein, der die Gasse erfüllte.

Also gut. Ich würde einfach reinspazieren und sehen, was passierte. Entschlossen bog ich um die Ecke und blieb abrupt vor der Tür zum Pub stehen. Alles in mir schrie plötzlich, mich ganz schnell wieder umzudrehen und zu verschwinden. Ich hatte niemals wieder herkommen wollen! Nie mehr ins Gesicht meiner Mutter blicken wollen. Genau das würde ich auch nicht. Nie wieder. Sie war tot. Wirklich und wahrhaftig tot. Wenn ich diese Tür öffnen und die Bar betreten würde, wäre sie nicht da. Nicht hinterm Tresen, wie sie es stets gewesen war. Diese Tatsache hätte es vermutlich einfacher machen sollen, tat sie allerdings nicht. Ich hatte allen Grund, meine Mutter zu hassen, aber das

einziges Gefühl, das mich in diesem Moment durchströmte, war Traurigkeit.

Komm schon, Lynne! Ich verpasste mir selbst einen gedanklichen Arschtritt und schob meine Emotionen beiseite.

Die Tür quietschte genauso wie früher, und der Geruch nach Zigaretten, Menschen und Alkohol empfing mich ebenfalls sofort, als ich in die Bar trat. Es waren kaum Leute da. Keine vertrauten Gesichter. Nicht verwunderlich an einem Dienstagabend.

Nervös zupfte ich am Saum meines Shirts, auf dem die Aufschrift *Entschuldigung, ich spreche nur Ruby* prangte. Es war alt, verwaschen und ausgeleiert, aber eines meiner liebsten Teile. Ich fühlte mich wohl darin, und genau deshalb hatte ich es angezogen, obwohl mir der Halsausschnitt immer über eine Schulter rutschte. Ich unterdrückte den Impuls, es hochzuziehen, und schlenderte mit all der Lässigkeit, die ich aufbringen konnte, zum Tresen.

Ein Kerl stand dahinter. Den Kopf über ein Glas gesenkt, das er mit dem Tuch in seiner Hand polierte. Wie klischeehaft!

War er der Typ, der mich angerufen hatte? Er musste es sein. Ich konnte mir nicht vorstellen, dass meine Mutter noch jemanden außer ihm eingestellt hatte. Es war ja bereits untypisch für sie gewesen, überhaupt jemanden in ihre heiligen Hallen aufzunehmen.

Sein dunkles Haar fiel ihm ins Gesicht und hinderte mich daran, mehr als einen dunklen Bartschatten erkennen zu

können. Dafür ließ das eng anliegende Muskelshirt wenig der Fantasie übrig. Er war gut gebaut, aber ich hatte andere Dinge, über die ich mir Gedanken machen musste, als seine breiten Schultern und den ausgeprägten Bizeps. Die Bizepse. Äh, war das überhaupt der korrekte Plural?

Meine dämlichen Überlegungen verpufften, sobald er den Kopf hob und mich ansah. Überraschung spiegelte sich in seinen Augen, die einen warmen Karamellton hatten.

Ich schluckte und setzte ein Lächeln auf. Das immerhin beherrschte ich im Schlaf. Gute Miene zum bösen Spiel machen. Er erkannte mich, obwohl wir uns nie zuvor gesehen hatten, darauf würde ich meinen Arsch verwetten. Mir war allzu bewusst, dass ich ein Klon meiner Mutter war. Die gleichen Gesichtszüge, die gleichen braunen Locken, die dermaßen widerspenstig waren, dass ich das Haar nie offen tragen konnte, sondern es immer, wie jetzt, mit einem Band auf dem Hinterkopf zusammenfassen musste. Nur meine grünen Augen hatte ich wohl von meinem Erzeuger geerbt, zumindest vermutete ich das.

Ein finsterer Ausdruck huschte über das kantige Gesicht des Barkeepers, dann senkte er wieder den Kopf und griff sich das nächste Glas.

War das Desinteresse? Na dann. Er hatte mich wohl doch nicht erkannt. Ich war mir nicht sicher, ob ich das gut oder schlecht finden sollte.

Beim Tresen angekommen, schwang ich ein Bein über den Hocker und zog mich an der Theke hinauf. Bei meiner überschaubaren Körpergröße von knapp fünfeinhalb Fuß

hätte ich genauso gut auf ein Pferd klettern können, so hoch waren diese verdammten Barhocker. Erst mit fünfzehn war ich in der Lage gewesen, überhaupt allein hinaufzukommen.

Ich schob die aufkeimenden Erinnerungen vehement beiseite und klopfte auffordernd auf den Tresen. Mr. Gläser-polieren-ist-viel-interessanter-als-Kunden-bedienen sah auf. Ein kokettes Lächeln umspielte seine Lippen. Oha! Unerhört langsam ließ er den Blick über meinen Körper wandern und lehnte sich weit nach vorne.

„Na, Schönheit, was kann ich für dich tun?“, fragte er und lächelte mich nach wie vor dermaßen frech an, dass mir heiß wurde. O Gott, der flirtete mit mir! Das waren leider die Momente, in denen mir mein analytisches Gehirn den Dienst versagte. Weder mein IQ noch das jahrelange Studium wogen in solchen Situationen die mangelnde Sozialkompetenz auf.

„Eine Coke“, antwortete ich und war gleichermaßen überrascht und dankbar, nicht so perplex zu klingen, wie ich mich fühlte.

„Keinen Drink?“

Nein, keinen Drink. „Ich trinke keinen Alkohol.“ Diesmal hatte ich meine Stimme nicht gut unter Kontrolle.

Ihm entging der Frost in meinen Worten nicht. Sein Lächeln wurde schmaler, und er zog leicht die Augenbrauen hoch, fasste sich aber schnell wieder. „Ich fürchte, dann bist du hier falsch, Schätzchen.“

Schätzchen? Echt jetzt? Ich fühlte, wie Zorn in mir aufstieg. Genug der Scharade!

So graziös wie möglich glitt ich vom Barhocker, umrundete ohne zu zögern den Tresen und zog an der ersten Kühllade neben den Bierfässern. Ha!

Ich griff mir eine Coke und öffnete den Kronkorken an der Außenkante der Theke, wie ich es Hunderte Male davor gemacht hatte.

Der Kerl sah mir seelenruhig dabei zu, ohne Einwände zu erheben oder auch nur mit der Wimper zu zucken. Entweder er ließ jeden hinter den Tresen, oder aber ...

„Du wusstest gleich, wer ich bin“, stellte ich in unterkühltem Tonfall fest.

Er hob die Schultern. „Ich wollte mir erst einen Eindruck von dir verschaffen“, meinte er.

Ah ja. „Dito.“

Einen Moment schwiegen wir beide. Maßen uns mit Blicken.

„Und, wie ist dein Eindruck von mir?“, fragte er und klang so sachlich, als würde er übers Wetter sprechen. Oh, das willst du nicht wissen, Freundchen!

„Ich denke, du bist ein Typ, der alles besteigt, das nicht bei drei auf den Bäumen ist.“ Ups. Hatte ich das gerade tatsächlich gesagt?

Er lachte lauthals los.

Na, schönen Dank!

„Mag sein, aber das gilt ganz bestimmt nicht für Marians kleine Tochter. Egal wie niedlich sie aussieht“, erklärte er, nachdem er sich wieder einigermaßen eingekriegt hatte.

Niedlich? Ich würde ihm gleich zeigen, wie *niedlich* ich war.

Er musste mir meine Gedanken angesehen haben, denn sein Lachen erstarb nun endgültig, und er lehnte sich mit verschränkten Armen seitlich an den Tresen. „Jetzt sei doch nicht so kratzbürstig.“

Ich unterdrückte ein wütendes Schnaufen, verdrehte dafür aber die Augen und nahm einen großen Schluck aus meiner Cokeflasche.

„Also“, setzte ich an.

„Also“, wiederholte er.

„Du bist Lex?“ Ich ließ es wie eine Frage klingen, obwohl ich mir mittlerweile sicher war, dass er es gewesen sein musste, der mich angerufen hatte.

„Alexander Richardson.“ Er streckte mir sogar eine Hand entgegen. Wie ein normaler Mensch mit Manieren und nicht wie der Affe, den er bisher gespielt hatte.

Nach kurzem Zögern schlug ich ein.

„Und du bist Amy Lynne Stuart, die stolze Besitzerin dieser Bar“, meinte er, wobei sich seine Züge sichtbar anspannten. Er fand das eindeutig nicht gut, was ich ihm nicht verübeln konnte. Ich fand es ja selbst nicht besser. Er kannte mich nicht und sorgte sich bestimmt um seinen Job.

„Nur Lynne, und mach dir deswegen keinen Kopf. Ich werde dich nicht gleich feuern.“ Immerhin brauchte ich jemanden, der die Bar für mich schmiss. Auch wenn ich wusste, dass ich mich ganz schön weit aus dem Fenster lehnte, ihm einfach zu vertrauen. Ich hatte keine Ahnung, ob

er verlässlich war oder mich vielleicht heimlich über den Tisch zog. Aber jemand Neues einstellen zu müssen oder gar selbst jeden Abend hinter der Theke zu stehen, konnte ich mir beim besten Willen nicht vorstellen.

Sein Blick verfinsterte sich. „Wie großzügig von dir, Lynne“, entgegnete er gepresst.

Okay, das war jetzt vielleicht doch irgendwie falsch rübergekommen. Verdammt! „Ich ...“, setzte ich an.

Er unterbrach mich. „Schon gut. Wir kennen uns nicht. Du hast keinen Grund, mir zu vertrauen.“ Wow. Ja, genau. So viel Einfühlungsvermögen und gesunden Menschenverstand hätte ich ihm nicht zugetraut. Gleichzeitig traf mich die kühle Geschäftsmäßigkeit, mit der er das sagte. Warum, wusste ich selbst nicht so richtig.

Das war mein Zuhause. Ich kannte alles hier drinnen, da sich auf den ersten Blick nichts verändert hatte. Trotzdem fühlte ich mich plötzlich so fremd, so fehl am Platz und verloren, dass mir ganz anders wurde.

„Die Fahrt war lang. Ich werde dann mal raufgehen. Wir sehen uns morgen?“, fragte ich und bemühte mich, offen und freundlich zu klingen.

Lex nickte steif und griff wieder nach einem Glas und dem Poliertuch.

Ich drückte mich an ihm vorbei zum anderen Ende der Bar und verließ sie durch die Hintertür, wo mein Ford auf mich wartete.

Nun merkte ich, wie müde ich war.

Ich schnappte mir meine Reisetasche und den Laptop, versicherte mich, dass der Wagen wieder abgeschlossen war, und stieg die abgewetzten Stufen ins Obergeschoss hinauf.

Dort angekommen, überlegte ich kurz, ob ich die zweite, leer stehende Wohnung nehmen sollte, statt die Räume zu beziehen, in denen ich aufgewachsen war. Aber da drin erwarteten mich sicherlich eine dicke Staubschicht und jede Menge Spinnweben. Dann doch lieber Mums Chaos.

Mit leichter Beklemmung griff ich nach der Türklinke und stellte überrascht fest, dass abgeschlossen war. Unter der abgetretenen Türmatte fand ich den Ersatzschlüssel, der dort bestimmt schon lag, seit ich ein kleines Mädchen gewesen war. Meine Mutter war beim Heimkommen meistens nicht in der Lage gewesen, gerade zu gehen, geschweige denn, an einen Schlüssel zu denken, und hatte daher auf das Abschließen ganz verzichtet. Warum also gerade jetzt abgeschlossen war, verstand ich nicht recht, aber ich hatte andere Sorgen.

Ich drückte die Tür hinter mir zu, die sich mit einem leisen Klicken schloss, und lehnte mich dagegen. Das Licht der Straßenlaternen drang durch die schmutzigen Fenster und beleuchtete das Wohnzimmer vor mir nur spärlich. Von unten war gedämpfte Musik aus der Bar zu hören.

Ich tastete nach dem Lichtschalter und stellte fest, dass bloß eine der ursprünglich drei Glühbirnen in der Deckenlampe funktionierte.

Trotzdem entging mir nicht, wie ungewohnt aufgeräumt es war. Es lagen keine Klamotten auf dem Boden oder leere Getränkedosen auf dem Tisch. Auf der kleinen Kücheninsel zu meiner Rechten türmten sich keine Geschirrberge. Erleichtert und befremdet gleichzeitig legte ich das Gepäck auf die Couch und schlurfte ins Bad.

Bevor ich mich auszog, drehte ich das Wasser in der Dusche auf, damit es in der Zwischenzeit warmlaufen konnte.

Als ich mir schließlich frisch geduscht meine Schlafshorts und das *All You Need Is Linux*-Top überzog, war ich hundemüde.

Erstaunt stellte ich fest, dass sogar das Bett in meinem alten Zimmer frisch bezogen war. Mein Blick schweifte durch den schuhkartongroßen Raum, und ich gab mich den Erinnerungen hin, die unweigerlich in mir aufstiegen. Hier hatte ich von einem anderen Leben, einer freien und unbeschwerten Zukunft ohne meine immerzu betrunkene Mutter geträumt.

Und jetzt war ich zurück. Ohne Mum.

Ich ließ mich aufs Bett fallen und starrte hinauf zur Decke, die ich irgendwann mit mathematischen Formeln vollgekritzelt hatte.

Eine Stunde später wälzte ich mich noch immer herum. Obwohl ich echt erledigt war, wollte sich der Schlaf einfach nicht einstellen.

Ich hätte diese verdammte Coke nicht trinken sollen. Das Koffein, gepaart mit meinem unruhigen Geist, machte es mir